

(Nachdruck verboten.)

21 Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

2.

Es war ein kahler, leerer Raum mit dunklem Lehmboden und vier nackten Wänden. Auf einem Tisch zwischen zwei kleinen Fenstern stand ein Licht. Die Flamme, die in dem Zugwind, der durch die halb offene Tür strömte, hin und her flatterte, warf einen krankhaften, fahlen Schein auf die eine Hälfte der Stube. Der andere Teil lag im Dunkeln.

Die kleinen Kinder waren in einer Bettbank, die an der einen Wand stand, und in der sie wie in einem Sarge lagen, zur Ruhe gebracht. Die Mutter stand da und ordnete ihre ausgezogenen Kleider, um beiseite zu legen, was, während sie schliefen, ausgebeßert werden sollte. Im Hintergrund befand sich eine Art Alkoven, eine Ausbuchtung in der Mauer, die einstmals als Badofen gedient hatte. Die alte Großmutter war gerade im Begriff, in ihrem kurzen, groben Hemd, das ebenso schwarz von Schmutz war wie ihr kleiner, welker Körper da hinaufzukriechen.

Lavs — der Mann — saß hinter dem Licht, die Arme auf dem Tisch, und kaute langsam mit seinen breiten Kiefern. Als er mit dem Essen fertig war, nahm er die eiserne Gabel aus der Bratpfanne, die vor ihm stand, und fing an, damit in seinen Zähnen herumzustoßern. Bei dieser Arbeit senkten sich seine Augenlider tiefer und tiefer herab. Der erstickende Geruch in der Stube, der aus Menschenausdünstungen, Heudunst und brenzeligem Fett zusammengesetzt war, machte ihn schläfrig. Im Grunde schlief er bereits.

Auf der Bank hinter dem Ofen saß Boel, den Kopf gegen die Wand gelegt. Auch sie hatte die Augen geschlossen. Ihre Wangen waren bleich. Denn draußen klang abermals der Gesang von der Freischule herüber. Und beständig jubelte er über das Glück des Lebens und die seligen Wonnen des Glaubens.

Blötzlich erschienen zwei Farbflecke auf ihren Wangen. Im Traum fühlte sie sich fortgetragen aus all diesem Elend, das sie umgab — —, in eine Welt emporgehoben, wo alles Güte, Liebe, Lust und Glück war. Aber nur eine halbe Minute war es ihr vergönnt, in diesem Traumparadies zu verweilen. Der Laut der mütterlichen Schritte durch das Zimmer erweckte sie, und sie fuhr zusammen.

Nach einer Weile erhob sie sich mit einem kurzen Gutenacht und eilte in eine dunkle Kammer jenseits der Stube, eigentlich ein Torraum, der ihr als Schlafstelle diente.

Der Vater, der ebenfalls erwacht war, sah ihr mit seinen verblichenen Augen nach. Er legte seine Gabel nieder, holte einen halb ausgekauften Priem aus der Westentasche und sagte:

„Ich finde, Boel sieht mies aus. Was meinst Du, Lone?“

Die Frau erwiderte nichts. Und dann wurde nicht weiter über die Sache gesprochen.

Jetzt stand Lavs auf, schlug das Federtissen über dem breiten Strohbett an der Wand zurück und fing an, sich auszuziehen. Als er auf dem Bettrande saß, die Beinleider bis auf die Beine herabgezogen, sagte er, obgleich er vor Müdigkeit kaum sprechen konnte:

„Ja, ja, Lone! — — — Es ist am End' doch was da an. Die Erhebung des Geistes, wie der Pastor sagt. Glaubst Du nich' — Ich find' ja nu —“

Weiter kam er nicht. Er war unter das Federtissen getrocknen und schnarchte schon.

Lone machte sich noch eine Weile in der Stube zu schaffen, sie räumte auf. Da war noch so vieles, was sie tun mußte, ehe sie zu Bett gehen konnte. Es wurde oft lange über Mitternacht, ehe sie fertig war für die, die schliefen, zu stopfen und zu flicken.

Zuerst ging sie hinaus und lauschte an Boels Tür. Und als alles dadrinnen richtig schien, wollte sie die Haustür

schließen. Vorher aber blieb sie einen Augenblick auf der Schwelle stehen und sah nach dem Dorf hinüber.

Da war jetzt nichts weiter zu sehen als ein dichter, weißer Dampf, der das ganze Tal erfüllte. — ein mächtig kochender Krater, in dessen Mitte ein unterirdisches Zwergenvolk spielte und tanzte. Nur die Kirche ragte unendlich auf wie ein Nebelgepenst, umgeben von ihrer weißen Kirchofsmauer, hinter der die alten Sandinger Bauern lagen und sich in ihren Gräbern herumdrehten.

Denn es gab eine Zeit, in der hier ein ganz anderes Volk zwischen diesen Hügeln wohnte, ein einfaches und besonnenes Volk, dem die Dorfscheide die Grenze der Welt bedeutete. Sie hatten nicht viele Worte gehabt, geschweige denn Gefänge. Sie sorgten für sich selbst, dienten ihrem Gott, indem sie dem Pfarrer sein Opfer bezahlten und erachteten es im übrigen als ihre Lebensaufgabe, Däjsen zu mästen.

Aber dann vor ungefähr zwanzig Jahren war der alte Pfarrer gestorben und Pastor Romme war zu der Gemeinde gekommen und mit ihm der neue Christenglaube, von dem die alten Sandinger Bauern nur so viel verstanden, daß er von einem Mann in Kopenhagen, namens Grundtvig, gemacht war. Aber die Jungen in der Umgegend begriffen bald mehr. Sie scharten sich um den neuen Geistlichen und seine fröhliche Verkündigung in der Kirche und in den Versammlungen, die er im Garten des Pfarrhofes und anderwärts abhalten ließ. Und bald brach jene große Zeit des Kampfes an, von der Pastor Romme jetzt so oft auf seine vergnügliche Weise erzählte, wie er mit den alten, zähen Sandingern „ringen“ mußte.

Damals war es auch offenbar geworden, welche reichen Fähigkeiten in Freischullehrer Povelsen schlummerten. Diese apostolische Persönlichkeit war anfänglich ein einfacher Schuhmacher gewesen, der sich durch seinen Priem ernährt hatte, — so wie Paulus. Ältere Leute konnten sich seiner noch als eines dünnen, verhungerten Menschen erinnern, der am Fenster saß, den Pechfaden über das Ohr gehängt, und den ganzen Tag so munter wie ein Star sang und piffte. Aber Pastor Romme sah gar bald, daß in diesem Kind des Volkes etwas von der echten, dänischen Erdkraft des Geistes verborgen ruhte. Durch Hilfe guter Freunde gelang es ihm, ihn auf eine Hochschule und später in ein Seminar zu schicken, von wo er nach Verlauf einiger Zeit als ernster Mann zurückkehrte, freilich ohne bestandenes Examen, aber mit solider Polsterung der Glieder und einem Gottessegnen von rotbraunem Bart, der ihm auf die Brust herabwallte.

Dabei sprach er mit einer poetischen Salbung, der des Schulzen reiche Tochter Marie nicht lange widerstand. Sie verlobten sich und das Brautfest wurde unter der Sonne und Begeisterung der ganzen jungen Gemeinde gefeiert.

Aber was niemand wußte, und was niemand jemals zu wissen bekam, war, daß, als Povelsen an jenem Abend nach Hause kam und zu seiner Tür herein wollte, dort auf der steinernen Treppe ein großes Mädchen mit starken Arbeitsschultern und einem freideweißen Scheitel in dunklem, spiegelblankem Haar stand. Es wurde kein Wort gewechselt. Aber als sie ihre Augen in die seinen gebohrt hatte, spie sie ihm ins Gesicht und ging dann stillschweigend von dannen.

„Du Scheißkerl!“ war alles, was sie sagte.

Povelsen trocknete sich mit seinem Taschentuch ab, und es war seinem Gesicht später nie anzusehen, daß es Gegenstand einer solchen Verhöhnung gewesen war. Es war im Laufe der verflossenen Jahre immer milder und milder geworden, einen Herzensfrieden und eine Glückseligkeit ausstrahlend, die zu sehen allen Leuten so wohl tat. —

Als Lone wieder auf dem Flur stand, hörte sie irgendwo im Hause jemand klagen. Sie glaubte anfänglich, daß es eines der kleinen Kinder sei, das erwacht wäre; aber in der Stube war alles ruhig, die Kinder lagen da und piffen durch ihre verstopften Nasen, und der Mann hatte das Kissen ganz über die Augen gezogen und sagte ein paar gewaltige Snorren. Da begriff sie denn, daß es Boel sein mußte, die sie gehört hatte. Es war auch wohl eigentlich ein Ton wie von halbersüßtem Weinen gewesen.

Sie besann sich einen Augenblick, ging dann aber zurück

und öffnete leise die Tür zu Voels Kammer. Im Halbdunkel konnte sie gerade noch die Umrisse der Heuliste erkennen, in der die Tochter lag.

„Schläfst Du, Voel?“

Es erfolgte keine Antwort.

Lone blieb einen Augenblick stehen. Dann ging sie entschlossen hin und setzte sich auf den Rand der Kiste, stützte den Kopf in die Hand und sagte:

„Voel, ich will mit Dir reden. Es sind Lügen, alles, was sie da drüben singen — — Nichts als Lügen und Teufelskram. Hörst Du?“

Jetzt aber richtete Voel sich auf und ließ ihren Tränen freien Lauf. Und als sie erst angefangen hatte, war es ihr nicht möglich, wieder innezuhalten. Sie sagte, sie wollte, sie wäre tot. Sie sei so unglücklich, so namenlos unglücklich.

Die Mutter sah sie erschreckt an. Was hatten sie nur einmal mit dem Kind gemacht? Sie war ja ganz aus dem Häuschen. — Sie packte sie beim Arm. Da aber wurde es erst gar arg mit Voel. Sie weinte ganz hysterisch, jammerte und schrie.

— Da draußen durch die Stille der Nacht klang es frisch und munter und lebensfroh:

„Wir Vögel sind frei
Und fröhlich dabei!“

3.

Am nächsten Morgen, als noch alles tief im Nebel im festesten Schlummer lag, schwankte Lavs zu seiner Tür heraus, ergriff die Schaufel und taumelte schlaftrunken — mit schweren, unsicheren Schritten — durch das Dorf und auf der anderen Seite wieder heraus, vorbei an der Volksschule, durch deren offenes Fenster noch ein widerlicher Gestank von Schweiß und Staub drang, und weiter, die Landstraße entlang.

Erst eine ganze Weile nachdem seine Gestalt oben über dem schrägen ansteigenden Hügel in der Richtung der Eisenbahndurchschneidung verschwunden war, begann sich ein Leben in dem Nebel über dem Dorf zu regen. Ein paar träge Holzschuhe klapperten in einem der Gehöfte über das Steinpflaster. Es wurde an eine Fensterscheibe geklopft und ein Name wurde gerufen. Dann wurde eine Stalltür geöffnet und das leise Wiehern einiger Pferde ward hörbar.

Nach einer Weile klapperte ein anderes Paar Holzschuhe in einem anderen Gehöft und allmählich erwachten in ihnen allen Leben und Bewegung. Hier holte ein Mädchen in einer Nachtjade Stroh und Reisig für den Kaffeekessel. Dort kauerte ein anderes hinter dem Hausgiebel nieder, sich ängstlich nach allen Seiten umsehend. Die Hähne kamen aus den Dunghäufen heraus, und draußen auf der Wiese brüllte das Jungvieh.

Aber auch in den Nebel selber kam Bewegung. Er hob sich gleichsam, wurde leichter, heller, zuletzt ganz silberweiß. Als sich die Sonne endlich Bahn gebrochen hatte, schien sie herab auf ein lebhaftes kleines Dorf mit munteren Rauchfäulen aus allen Schornsteinen.

Pastor Momme lustwandelte in seinem Garten und sog die frische Morgenluft ein. Er hatte Holzschuhe an den Füßen, und eine alte, ländliche Mütze hing ihm in das kleine, lächelnde Gesicht hinein. Er sumnte im Gehen eine Melodie vor sich hin, hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt und dachte über ein kleines erbauliches Wort für die Morgenandacht nach, mit der er den Tag für sich und seinen Hausstand einleitete, und zu der sich übrigens auch andere Mitglieder der Gemeinde einfinden konnten.

Er hielt sich gerade in einem langen, dichten Aufgang auf, der wie ein dunkles Rohr vor ihm lag. Das eine Ende war durch eine weiße Pforte verschlossen, die nach der Landstraße hinausführte, und darüber öffnete sich die Aussicht auf eine Ecke des Dorfteiches und dahinter wieder auf einen sonnenbeschiedenen Hügel eines Bauernhofes mit einem offenstehenden Tor. Durch dieses hindurch sah man wiederum auf einen grasbewachsenen Hofraum mit einer Bumpo und einem Wassertrog und noch auf eine sonnenbeschiedene Mauer mit einer Tür, die zu einem Brauhaus offenstand, wo ein Mädchen beschäftigt war, einen Kochtopf auszukraken, während sich die Hühner draußen in Scharen zusammenfanden.

Jetzt tat sich die weiße Pforte am Ende des Ganges auf. Eine kleine schiefshüttige Alte kam mit Hilfe zweier Stöcke hereingehumpelt, die sie wie ein paar Krücken vor sich hielt. Sie blieb erst eine Weile vor der Pforte stehen und rief dem im Brauhaus beschäftigten Mädchen jenseits des Dorf-

teiches etwas zu; sobald sie aber den Geistlichen an dem entgegengekehrten Ende des Ganges gewahrte, beeilte sie sich und stöckerte sich unter vielen „Gms“ und „Rms“ und anderen hörbaren Zeichen von Gemütsbewegung vorwärts.

Es war Stine Glöcknerich, eine von Pastor Mommes Getreuen und der überall gegenwärtige Gitzahn der Gemeinde. Der Pfarrer schätzte sie desungeachtet, weil sie daneben etwas besaß, was er mit einem Ausdruck aus dem Gesangbuch als „Niederzunge“ bezeichnete. Zusammen mit mehreren anderen Dorfweibern stellte sie sich täglich im Pfarrhofe ein, um der Morgenandacht beizuwohnen. Sie fühlte sich, wie sie zu sagen pflegte, so ganz gnadenverlassen, wenn sie nicht so ein kleines gutes, himmlisches Gotteswort mit nach Hause tragen konnte, zur Erhebung der Seele unter der Last und Mühe des Tages, und außerdem gab es auch regelmäßig hinterher eine warme Tasse Kaffee und ein Stück frisch gebakene Semmel.

Schon aus der Entfernung konnte Pastor Momme der Frau ansehen, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet haben mußte.

„Aber Stine! — — Um Himmels willen! Was gibt es denn nur?“

Jetzt stand die Frau vor ihm, ihre kleine weisse Gestalt zitterte förmlich vor Eifer zu erzählen. Aber der schnelle Gang hatte sie so kurzatmig gemacht, daß sie kein Wort herzubringen vermochte. Sie mußte erst wieder Luft schöpfen. Aber dann fuhr der Bericht aus ihr heraus wie der Unrat aus einem neu geborenen Kalbe:

Lones Tochter, die kleine Voel, war ganz verschwunden. Das arme Wurm, das so gern ein Kind der Gemeinde hatte werden wollen, wenn sie nur Erlaubnis dazu bekommen hätte, war unbewacht von Hause fortgegangen, und niemand wußte, wo sie war. Sie hatte sich gewiß erlauft. Ruchen Stines Schwesters Schwager, der draußen am Dorfanger wohnte, hatte aus Lones Haus Schreien und Jammern gehört, als er am Abend aus der Versammlung nach Hause gekommen war, — es war ganz herzerreißend zu hören gewesen. Er war fest überzeugt, daß Lone ihre Tochter ärger gepiesackt hätte wie ein Hentersknecht, so hatte das Kind gejammert.

Pastor Momme fühlte sich sehr unangenehm berührt durch diese Mitteilung. Er kannte besser als irgend jemand das kleine Haus an dem Abhang und das verhärtete Frauenzimmer droben, deren Existenz von allen als Schande für die Gemeinde empfunden wurde. Einmal über das andere hatte er versucht, auf ihren verfinsterten Sinn einzuwirken; aber weder Ermahnungen noch Ueberredung hatten ihrem Trotz gegenüber etwas auszurichten vermocht. Sogar Wohlthaten war sie unzugänglich gewesen. Von allen Armen der Umgegend war sie die einzige, die nie eine Handreichung aus der Barmherzigkeitskasse der Gemeinde hatte annehmen wollen. Mit einer empörenden Verletzung eines der edelsten Gefühle des Menschenherzen hatte sie höhnisch jede Hülfe zurückgewiesen.

Auch die Tochter, die kleine Voel, kannte der Pastor sehr gut aus der Schule und dem Konfirmandenunterricht, und er hatte dies vernachlässigte Kind, das so aufgeweckt, so lernbegierig und so frageeifrig war, sehr in sein Herz geschlossen. Er erinnerte sich aus den Konfirmandenstunden ihrer großen, sammetdunklen Augen, die immer mit einem träumerischen Blick auf ihn gerichtet waren — — dieser Augen, die ebenso wie ihr blauschwarzes Haar die allgemeine Vermutung bekräftigten, daß in ihnen wie in der Mutter Adern Zigeunerblut floß.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Irrlichter.

In den Sagen und volkstümlichen Erzählungen nehmen die Irrlichter einen breiten Raum ein. Bald wird dort berichtet, wie die trügerischen Flämmchen den einsamen Wanderer in den Sumpf locken, bald, wie sie dem Schatzgräber das verborgene Gold und Edelgestein anzeigen, und bald wieder, wie sie geheimnisvoll und spukhaft auf verfallenen Kirchhöfen aufstauen. Die wissenschaftlichen Meinungen über die Irrlichter haben sehr geschwankt. Zeitweilig wurde ihre Existenz überhaupt bestritten. In neuerer Zeit dagegen hat man die Forschungen wieder aufgenommen und ist zu Ergebnissen gelangt, die nicht nur das angezweifelte Vorkommen von Irrlichtern sicher stellen, sondern auch ihre Entstehung verständlich machen.

Eine ausführliche Beschreibung von Irrlichtern hat unter anderen Vessel, der spätere berühmte Astronom, gegeben. Er unter-

nahm in einer Nacht eine Bootsfahrt auf der Wörpe, einem fließenden, das die ausgedehnten Moore des hannoverschen und bremsischen Grenzgebietes durchfließt. In den letzten Stunden der Nacht, die trübe und windstill war, bemerkte er, wie an den abgegrabenen Stellen des Moores, die von stehendem Wasser bedeckt waren, plötzlich zahlreiche Flämmchen aufzuden. Die Farbe der Flämmchen war bläulich. Sie hatten nur eine geringe Lichtstärke, da sie den dunkeln Wassergrund, über dem sie brannten, nicht erhellten. Ihre Zahl war sehr groß. Zuweilen mochten es einige Hunderte sein. Oft blieben sie in unveränderter Stellung stehen, oft aber wurden sie auch gruppenweise seitwärts getrieben, so daß sie mit einer Schar wandernder Vögel verglichen werden konnten. Nachdem sie einige Zeit geleuchtet hatten, verschwanden sie wieder. Die Brennauer der einzelnen Flämmchen betrug durchschnittlich eine Viertelminute.

Eine andere Zerklichtererscheinung konnte der Professor der Physik Anorr als Student in seiner Heimat Herzberg an der Elster beobachten. Aus einem dunkeln Wald heraustretend waren ihm auf sumpfigen Wiesen einige Lichter aufgefallen, die er zunächst für Laternen hielt, aber später als Zerklichter erkannte. Der Versuch, sich ihnen zu nähern, scheiterte zunächst an der Beweglichkeit des Untergrundes. Später aber gelang es ihm, durch Kriechen auf dem Boden einem besonders hell leuchtenden Lichte so weit nahe zu kommen, daß sich das den Lichtschein verdeckende Schilf mit einem Stoß teilweise niederbiegen ließ und die Spitze der Flamme frei wurde. Die Farbe derselben erschien im Innern schwach gelb und nach außen hin violett. Die Höhe schätzte der Beobachter auf etwa 7, die Breite auf 2 Zentimeter. Er schlug mit dem Stöck durch die Flamme hindurch, ohne eine andere Veränderung als ein schwaches Aufzucken zu bewirken.

In den Moorengebenden südlich vom Jahdebusen und westlich von der Weser traten Zerklichter verhältnismäßig häufig auf. Einer der Beobachter, Wellmann, sah sie mehrmals und darunter einmal unter besonders günstigen Umständen. Er wurde von einem Hausgenossen spät in der Nacht geweckt, der zuerst auf die Erscheinung aufmerksam geworden war. Zunächst sah er nur etwa zehn Schritte von seinem Hause entfernt ein ziemlich helles Licht, dem sich aber später zehn und noch mehr dazu gesellten. Die Flämmchen wurden hinter einem Graben sichtbar und verschwanden dann abwechselnd wieder. Wegen des regnerischen Wetters ließ es sich nicht feststellen, ob sie sich unmittelbar über dem Wasser befanden. Die Zerklichter hielten ziemlich geraume Zeit an, so daß auch noch die Kinder des Hauses geweckt werden konnten, um die wunderbaren Flämmchen zu beobachten. Für die Behauptung, daß die Zerklichter wandern, sei endlich noch das Ergebnis des bekannnten Ornithologen von Hommer angeführt. Dieser sah an einem warmen Juliabend gegen 10 Uhr zur Seite der Straße ein helles Licht, das erst näher kam, sich dann wieder entfernte und zuletzt in der Nähe eines Moores still stand. Das Annähern und Entfernen wiederholte sich, ohne daß es gelingen wäre, auf mehr als 200 Schritt heranzukommen. Zur besseren Beobachtung trennte sich noch Hommer von seinen Begleitern, die er bei sich hatte, aber auch so vermochte er nicht, sich der Flamme unmittelbar zu nähern. Sie wurde etwa zwei Stunden lang verfolgt und schien schließlich wieder ganz ruhig über einem Moore zu stehen. Ueber ähnlich wandernde Zerklichter hat auch der Naturforscher Kirchner aus Böhmen berichtet.

Wie läßt sich nun die Entstehung der Zerklichter erklären? In erster Linie kommen Gasausströmungen in Betracht. Derartige Gasausstritte sind in der Natur nichts Ungewöhnliches. Es sei nur an die starken Gasausströmungen in den nordamerikanischen Petroleumgebieten erinnert. Hier handelt es sich um Kohlenwasserstoff. Aber Kohlenwasserstoff entzündet sich nicht von selbst. Wohl aber tut dieses ein anderes Gas, der Phosphorwasserstoff. Der Phosphorwasserstoff bildet sich im Boden dort, wo unter Luftabschluß Tierleiber und andere organische Stoffe in Fäulnis übergehen. Für die Entwidlung derartiger Fäulnisprozesse ist nun aber ein Sumpf- und Schlammboden besonders geeignet. Phosphorwasserstoff verbrennt mit einer stark weißen Flamme und zerlegt sich dabei in Wasser und Phosphorsäure. Gleichzeitig entwickelt sich ein widriger Geruch wie nach faulenden Fischen. Aber die Farbe der Zerklichter wird nie als weiß, sondern als bläulich, grünlich, gelblich oder rötlich angegeben. Danach kann Phosphorwasserstoff allein den Zerklichtern nicht zugrunde liegen, sondern es müssen sich mit ihm noch andere Gase verbinden, die den Farbenton bedingen. Höchst wahrscheinlich ist nun das hauptsächlichste dieser Gase der schon erwähnte Kohlenwasserstoff. Das Verhältnis wäre demnach so, daß der Phosphorwasserstoff nur den zündenden Funken darstellt; dieser bringt den zugleich mitausströmenden Kohlenwasserstoff zum Entflammen, der nun weiterhin mit bläulichem Lichte fortleuchtet.

Die Entscheidung über die Richtigkeit dieser Auffassung läßt sich nur durch das Experiment liefern. In der Tat ist es denn auch gelungen, mit den genannten beiden Gasen Zerklichter künstlich zu erzeugen. Als ein leichtes Kohlenwasserstoffgas ist das Sumpfgas zu betrachten, das, wie sein Name besagt, in Sümpfen entsteht. Man hat nun vom Boden eines kleinen Gefäßes, das mit Wasser gefüllt und dessen Wasseroberfläche, ähnlich wie in einem Sumpf, mit Gras, Blättern und Sägemehl bedeckt war, Sumpfgas aufsteigen lassen und zu ihm noch unter dem Belag der Wasseroberfläche Phosphorwasserstoff zugeleitet. Der Erfolg dieses Experimentes war der, daß in dem Augenblick, wo dieses Gasgemenge die Decke der Wasseroberfläche durchbrach, ein kleines bläuliches

Flämmchen zitternd aufleuchtete. Die geringe Beimengung von Phosphorwasserstoff entzündete also, sobald dieser mit der atmosphärischen Luft in Berührung trat, das Sumpfgas. Hiermit ist die Frage, wie Zerklichter mit bläulichem Licht entstehen, beantwortet. Aber auch die rötlichen, gelblichen und grünlichen Zerklichter sind zweifellos auf eine ähnliche Entstehungsart zurückzuführen. Denn es darf als sicher angesehen werden, daß in der freien Natur nicht ausschließlich Sumpfgas und Phosphorwasserstoff zur Verbrennung kommen, sondern daß sich ihnen auch noch verschiedentlich andere Gase, wie Stickstoff, Kohlenäure und Schwefelwasserstoff, beigemischen, die dann je nachdem eine Veränderung der Lichtfarbe bedingen.

Aber wenn die Zerklichter auf Gasausströmungen beruhen, wie können sie dann wandern? Es ist klar, daß die Flammerscheinung an den Punkt gebunden ist, von dem die Gase ausströmen. Die Flamme einer Petroleumlampe kann sich nicht von dem Lampendocht entfernen, sondern sie haftet an ihm, weil er die Petroleumgase ausströmen läßt, fest. Natürlich gilt dieses Gesetz auch für die Gasausstritte, aus denen die Zerklichter hervorgehen. Aber trotzdem stößt die Erklärung wandernder Zerklichter auf keine erheblichen Schwierigkeiten. Stellt man sich nur vor, daß das Gas blasenförmig die Oberfläche des Sumpfes oder Moores an vielen Stellen durchbricht, so ist das Rätsel schon in der Hauptsache gelöst. Sowie eine aufsteigende Gasblase plagt, entzündet sie sich, um vielleicht im nächsten Augenblick schon wieder zu verlöschen. Ganz dicht daneben wiederholt sich im nächsten Moment dasselbe Spiel. Auch in der Nachbarschaft leuchten kurz hintereinander Flämmchen auf und verlöschen alsbald. So kann sich diese Erscheinung auf eine weite Strecke hin sehr schnell fortsetzen, und bei dem Beobachter wird dann — zumal in der Dunkelheit der Nacht und bei seinem entfernten Standpunkt — sehr leicht der Eindruck erweckt, daß ein und dasselbe Flämmchen fortwandert, während es in Wirklichkeit eine ganze Reihe solcher ist, die rasch nacheinander aufleuchten. Außerdem ist es bekannt, daß Sümpfe und Moore vielfach von Rissen und Sprüngen auf ihrer Oberfläche durchzogen sind. In ihnen aber wird das Durchbrechen der Gasblasen besonders begünstigt. Die Zerklichter können dann scheinbar in einer fortlaufenden Kette, den Rissen folgend, sich fortbewegen, umgekehrt aber auch, wenn in zwischen neue Gasansammlungen aufsteigen und durchbrechen, sich auf demselben Wege wieder dem Beobachter nähern und ihm so ein geheimnisvolles Hin- und Hergleiten vorpiegeln.

Theo Seelmann.

Kleines feuilleton.

t. Hungern und verhungern. Das Hungern hat, wie die alltägliche Beobachtung lehrt, nicht auf alle Tiere und Menschen die gleiche Wirkung. Wird ein tierischer Organismus dem Hunger ausgesetzt, so muß er von seinen Vorräten leben: er verbrennt sein Fett und sein Muskelgewebe und geht in Ermangelung ihres Ersatzes zugrunde. Da diese Vorräte und die sonstigen Lebensbedingungen bei den verschiedenen Tierarten und innerhalb dieser bei den verschiedenen Individuen sehr ungleich sind, zieht sich dementsprechend das Sterben verschieden lang hin. Die kleinen Tiere können die Entziehung der Nahrung nur kurze Zeit vertragen. Ein Sperling geht schon nach zwei Tagen zugrunde, ein Meerschweinchen nach sechs, ein Hase nach vierzehn und eine Katze erst nach fünf- unddreißig Tagen. Natürlich spielt hierbei der Gesundheitszustand des einzelnen Tieres eine große Rolle; die angeführten Zahlen haben demnach nur die Bedeutung von Mittelwerten. Eine Katze soll in einem Fall nicht weniger als 61 Tage gelebt haben, ohne irgend welche Nahrung zu erhalten. Sehr wesentlich ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen den sogenannten Warm- und Kaltblütern. Die ersteren haben eine Eigentemperatur, die unter dem Einfluß der Umgebung nicht unter einen bestimmten Betrag herabsinken darf, wenn das Tier nicht Schaden nehmen oder überhaupt am Leben bleiben soll. Die Kaltblüter hingegen, z. B. die Reptilien und Amphibien, haben ungefähr die Temperatur ihrer Umgebung und machen auch ihre Schwankungen mit. Einige Säugetiere, die einen Winterschlaf halten, wie die Fledermaus, das Murmeltier u. a. m., sind zum Teil als Kaltblüter zu bezeichnen, denn ihre Temperatur sinkt zur Zeit ihres Winterschlafes fast auf den Wärmegrad der Umgebung herab. Da die Verbrennungsvorgänge im Körper der Kaltblüter und der im Winterschlaf befindlichen Tiere sehr langsam vonstatten gehen, wird ihr Gewebe nur wenig verbrannt. Wegen der geringen Verbrennung haben sie eine niedrige Temperatur, und können demgemäß lange Zeit ohne Nahrung bleiben. Gewisse Reptilien können ein, ja zwei und drei Jahre hungern, ohne zugrunde zu gehen und ohne auch nur beträchtlich an Gewicht abzunehmen. Während andere niedrig stehende Tiere eine Verringerung ihres Gewichtes um 75 Proz. ertragen können, sterben höhere Organismen, wenn ihr Körpergewicht auf vier Zehntel des ursprünglichen Gewichtes herabgewungen ist. Der Mensch kann, von den berufsmäßigen „Hungerkünstlern“ abgesehen, natürlich nicht zu experimentellen Zwecken für längere Zeit dem Hungern ausgesetzt werden, leider aber bietet das Leben vielzuvielen Gelegenheiten, die Standhaftigkeit des gesunden menschlichen Körpers gegen Nahrungsentziehung zu erproben, in den alltäglichen Fällen der Not und in besonderen Katastrophen, wie kürzlich bei dem Bergwerksunglück in Courrières

über bei Schiffbrüchigen. Eine dauernde Entziehung der Nahrung führt wie die Ueberanstrengung zu Halluzinationen (Sinnes-täuschungen) und Delirien. Die Hungerdelirien sollen nach Dr. Cassignardie in folgender Weise verlaufen: Zunächst erfahren die geistigen Tätigkeiten, insbesondere die Phantasietätigkeit eine Steigerung. In einem weiteren Stadium treten Gereiztheit, Selbstsucht, ja Grausamkeit auf. Dann läßt das Gedächtnis nach, das Individuum zeigt große Willensschwäche, kann zuweilen ganz unermittelt aufstretenden Antrieben nicht widerstehen, außerdem wird es Tag und Nacht von Träumen, Illusionen und Halluzinationen heimgesucht. Namentlich letztere sind für das Hungerdelirium charakteristisch. Sie haben gelegentlich einen schreckhaften Charakter, doch sind mehrfach auch angenehme Halluzinationen als Begleiterscheinung des dauernden Hungerns beobachtet worden. Einzelne der Vereteten von Courrières haben ebenfalls berichtet, daß sie lebhaft, glänzende, meist angenehme Visionen gehabt haben. Diese Störungen im Ablauf der geistigen Tätigkeit sind auf eine Selbstvergiftung des Nervensystems zurückzuführen. —

hl. Das Recht der Herero. In der „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“ veröffentlicht Prof. Kohler über das Recht der Herero einen Artikel, der angesichts der Ereignisse in Südwestafrika besonderes Interesse erregen dürfte. Das Familienrecht der Herero befindet sich gegenwärtig auf einer Zwischenstufe zwischen dem Vater- und dem Mutterrecht. Unter dem Mutterrecht ist bekanntlich ein Zustand zu verstehen, bei dem das Kind lediglich mit der Mutter und deren Verwandten in einer Verwandtschaftsbeziehung steht; die mutterrechtliche Familie besteht also nicht etwa aus Vater, Mutter und Kind, sondern aus Mutter, Muttervater und Schwesterkind, und der Bruder der Mutter vertritt an den Kindern Vaterstelle. Bei den Hereros nun gibt es einen doppelten Verwandtschaftsverband, den mutterrechtlichen, die „Ganda“, und den vaterrechtlichen, „Druzo“, die in verschiedene Grade und Unterstufen zerfallen. Vater, Mutter und Kinder leben zusammen, wie überhaupt das Vaterrecht die Tendenz hat, das Mutterrecht zu verdrängen; das letztere ist im allgemeinen für die Erbfolge entscheidend. Nur bei der Hauptkindschaft ist die mutterrechtliche Nachfolge des schwesterlichen Neffen selten, und die Nachfolge des Sohnes gebräuchlich. Ferner wird gewöhnlich im letzten Willen des Vaters das Vermögen an die Kinder vermachet und bestimmt, daß der Schwesterjohn nach dem Tode des Vaters nicht in die Hütte kommen dürfe. Eine bestimmte, ausschließlich gebräuchliche Form der ehelichen Gemeinschaft gibt es nicht. Zwar ist die Alleinehe sehr häufig. Doch entspricht sie dem Rechtsbewußtsein des Volkes durchaus nicht. Vor der Eheschließung müssen sich die Brautleute möglichst verbergen. Denn die Einzelhe gilt als Verletzung der Götter und erregt Abscheu, Furcht und Scham des Volkes. Häufig ist die „oupanga“, eine Gemeinsamkeit von Gütern und Frauen. Sie ist gleichzeitig Vermögensgemeinschaft und polyandrisches Verhältnis, erscheint gegenwärtig als eine Art von Blutsbrüderschaft und ist auch unter Frauen gebräuchlich, in der Art, daß mehrere Frauen denselben Mann haben. Merkwürdig sind die Zeremonien, welche erforderlich sind, damit irgend etwas in den „Druzoo“ eingebracht werden kann. Alles Familienfremde muß nämlich von dem Familienhaupt zunächst „beschmedt“ werden. So werden Nahrungsmittel, wie z. B. Milch zunächst vom Hausvater beschmedt, ehe sie genossen werden. Aber auch die Braut, die in dem „Druzoo“ eingeführt wird, wird — „beschmedt“. Die Speiseverbote können übrigens durch gewisse Sühnakte, wie durch Wesprennen mit Wasser, aufgehoben werden. Bei den Hereros befinden sich auch Anklänge an den Totemismus, eine Art von Symbolisierung der gemeinsamen Abstammung der Menschen und gewisser Tiere und Pflanzen, die auch rechtlich von mancherlei Bedeutung ist. So besteht die Sage vom heiligen Baum, von dem die Menschen und das Großvieh abstammen; das Kleinvieh stammt vom Felsen. Sagenhaft ist auch der Fluch, der auf den Zwillingen liegt. Dieser Fluch, der sonst dem Stamme verderblich würde, muß gesühnt werden. Die Eltern werden ausgeschieden, sie müssen sich mit den Zwillingen in eine besondere Hütte begeben. Dann findet eine scheinbare Bewerfung mit Erde statt. Bei alledem wird völliges Still-schweigen beobachtet. Hierauf werden die Eltern reich beschenkt, und die Zwillinge gelten als geweiht und heilig. Gegenwärtig dürfte das Gebot der Blutrache von Bedeutung sein. Wird ein Herero getötet, so gilt die Rache nicht nur als Recht, sondern auch als Pflicht. Die Blutrache geht von Familie zu Familie und von Stamm zu Stamm. Die Einrichtung ist um so verhängnisvoller, als beinahe jeder Todesfall als Wirkung bösen Zaubers eines Feindes ausgedeutet wird. Die Toten werden gefürchtet und verehrt. Man nimmt an, daß sie sich in besondere Arten von Tieren verwandeln können. Als Vertreter der angebeteten Ahnen gelten geweihte Holzstäbe, die mit Farnen umwidelt werden. —

d. Selbsteinschätzung im Mittelalter. Die mittelalterliche Finanzpolitik der Städte und Landschaften suchte bei der Aufbringung der notwendigen Mittel die direkten Steuern so viel wie möglich zu umgehen. So lange es irgend ging, behalf man sich außer den Zuzen und Sporkeln der Gerichte mit dem „Un-gelde“, d. h. der Steuer auf Wein, Korn, Salz, Del, Fische, Holz usw. Bei vorübergehenden Geldbedürfnissen gaben die Städte auch Leibrenten, die allgemein mit 10 bis 12 1/2 Prozent verzinst werden mußten, oder rückzahlbare Erbrenten aus, deren Zinsfuß von

5 bis 10 Prozent schwankte. Ging es aber gar nicht anders, so griff man zur „Veede“, d. h. zur Vermögenssteuer für die gesamte liegende und fahrende Habe. Diese Veede konnte unter Umständen sehr hoch sein, wie denn in Dortmund in den Jahren 1393/5 je 5 Proz., in den 3 Jahren also 15 Proz. der Gesamtvermögen erhoben wurden. Die Veranlagung zur Veede geschah durch Selbsteinschätzung. Der Pflichtige gab unter Eid sein liegendes und fahrendes Eigen an. Defraudationen waren, bei Kaufleuten beliebt ausgenommen, in der Hauptsache ausgeschlossen, da ja bei den beschränkten mittelalterlichen Verhältnissen jedermann wußte, wie es in der Tasche des Nachbarn aussah. Trotzdem suchte man schon damals Mittel und Wege, sich der Deffentlichkeit der Selbsteinschätzung zu entziehen. Originell verfuhr man dabei in Zürich. Nachdem den Pflichtigen die Höhe der Quote, d. h. der Procentsatz pro Tausend, welche zur Erhebung kamen, mitgeteilt worden, wurde die Steuer von dem Pflichtigen an einem bestimmten Tage dem Vorsteher der Zunft, zu der er gehörte, überbracht, auf den Tisch gelegt und dann ungezählt in eine Schüssel geworfen. Nur der Gesamtbetrag der Schüssel wurde nach Schluß der Einnahme öffentlich festgestellt, und damit die unangenehme öffentliche Bekanntgabe der einzelnen Vermögen umgangen. Obendrein waren bei der fahrenden Habe Wehr und Waffen, Silbergeschmür, Kleinodien, Hausrat, Kleider, Büchlothehen und Handwerkszeug von der Steuer ausgenommen, so daß wirklich nicht viel Steuerbares blieb.

Steuererhitzungen wurden, abgesehen vom Meineide, sehr schwer bestraft. Gewöhnlich zogen sie den Verlust des hinterzogenen Vermögens nach sich. Merkwürdige Bestimmungen traf in dieser Beziehung das schweizer Städtchen Elgg. Waren Vogt und Räte der Meinung, irgend ein Bürger habe sein Eigen zu niedrig angegeben, so hatten sie nach dem Elgger Herrschaftsrecht von 1535 die Befugnis: „so mögen sie sich von wegen dess Fleckens, der gerichtsherr, auch jettlicher Burger, das gut vnd das gelt, wie das der bim eyd anngoben vnd gestürt hat, wol an sich ziehenn vnd erkouffen (der Gerichtsherr wie auch jeder Bürger konnten also das Vermögen den Defraudanten zu dem von ihm selbst angegebenen Werte jederzeit übernehmen). Von sollichem liegendem ald varendem gut, sol der so unrecht gestürt hat, nit mer nemen dann sin hochzitlich ald eeren kleid anleggen, das mit der gürtel zubinden, vnd von stund an von hus vnd hof, von allen sinen guetteren vnd dero gewer vnd gewalt gan, sich des verzihen, vnd solliohs dem kouffer mit vollen rechten zu Erb vnd eigen zu stellen vnd folgen lan.“

Aus dem Tierleben.

— Fischwanderungen. Die Wanderungen, das Wachstum und Alter der Fische behandelt ein von der britischen Regierung herausgegebener Bericht über Fischereiuuntersuchungen der Nordsee und in den angrenzenden Gewässern. Nach einer Mitteilungs in der „Deutsch. Rundsch. f. Geogr. u. Stat.“ wurden Fische, besonders Schollen, mit numerierten Aufschriften bezeichnet und wieder in die See gesetzt. Dabei ergab sich, daß größere Schollen in verhältnismäßig kurzer Zeit sehr ausgedehnte Wanderungen unternehmen. Eine 13 Zoll lange Scholle, die am 12. Dezember 1903 auf dem Lemagrund auf der Höhe von Lincolnshire ausgefetzt wurde, fand ein Schleppnetzfischer auf der Höhe von Winchelsea im Englischen Kanal am 23. März 1904; sie hatte also in etwas über drei Monaten mindestens eine Entfernung von 175 englischen Meilen zurückgelegt. Ein anderer gezeichnete Fisch, der am 12. August 1903 auf der Höhe der Küste von Lincolnshire ausgefetzt wurde, wurde acht Monate später in St. Andrews Bay gefunden; er hatte also 210 Seemeilen zurückgelegt. Auf der Doggerbank ist das Wachstum verhältnismäßig bedeutend größer als auf den anderen Küstengründen, und zwar beträgt das durchschnittliche Wachstum der Fische, die im Frühling dort ausgefetzt werden, im darauffolgenden Winter sechsmal soviel wie das ähnlicher Fische auf den Küstengründen. Dem Alter der Fische sowie ihrem Wachstum wird besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Durch eine Prüfung der Diostiben oder Hörsteine kann das Alter der Fische bestimmt werden; diese zeigen verschiedene weisse und dunkle Ringe, die weissen werden im Frühling und Frühommer gebildet, die dunklen im Spätsommer und Herbst.

Humoristisches.

— Unerwartete Wirkung. Doktor: „So, mein lieber Nagelbauer, diese kleine Einpinzelung wird das Halsweh vertreiben!“

Nagelbauer: „Sakrad! Dees brennt... Wo ham S' denn den guaten Schnaps her, Herr Doktor?“

— Eine andere Sache. „Wie, noch immer Geschäftsreisender? Bei unserer letzten Zusammenkunft sagten Sie doch, daß Sie des Reizens gründlich müde seien?“

„Allerdings, aber jezt gefällt's mi wieder — ich habe mich nämlich inzwischen verheiratet!“

— Untrügliches Kennzeichen. Hausfrau (zur neuen Köchin): „Rein, Nanni, wie elegant Sie gekleidet sind! Da wird man schließlich ja gar nicht wissen, wer die Frau und wer die Köchin ist.“

Köchin: „O doch, gnädige Frau, beim Kochen kennt man's schon!“ —